

# FRAU<sup>aktiv</sup>



## Nächstenliebe von Jesus erklärt

Wenn Menschen Gottes Hauptprojekt sind und es unsere Aufgabe ist, sie für Gott zu gewinnen und dafür zu sorgen, dass sie gute Gründe haben, nach ihm zu suchen, wo fangen wir an?

Einer von Jesu aufmerksameren Zuhörern stellt genau diese Frage. Ursprünglich kommt er jedoch mit einer anderen Frage. Er will wissen, was er tun muss, um ewiges Leben zu bekommen. Doch Jesus fragt zurück: »Sag doch selbst, was du tun musst.« Der Mann, Jurist, gebildet und rhetorisch gewandt, zitiert flüssig und fehlerfrei die zwei Hauptforderungen der Thora:

Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft und mit deinem ganzen Verstand und deinen Nächsten wie dich selbst.

Jesus antwortet knapp und mit einer kaum verdeckten Ironie in seinen Worten: »Tu dies, und du wirst leben.« Mit anderen Worten: »Du hast deine Frage selbst beantwortet.« Implizit schwingt der Gedanke mit: »Bisher tut du das nicht.«

Der Jurist tappt in die Falle und platzt mit genau der Frage heraus, die Jesus hören will: »Wer ist mein Nächster?« Vermutlich klingt die Frage leicht irritiert. Seine Mitmenschen so zu lieben wie sich selbst, das ist ein unbestreitbarer Bestandteil eines gottesfürchtigen Lebens. Das weiß der Jurist. Aber er ist unmöglich zu erfüllen. Ich kann doch nicht die ganze Welt lieben - und schon gar nicht wie mich selbst!

Die Zuhörer sind nach diesem Vorspann ganz Ohr. Damit ist die Bühne frei für eine der unvergesslichsten Erzählungen von Jesus: Der barmherzige Samariter.

Ein Reisender gerät in die Hände einer gewalttätigen Räuberschar und wird ausgeplündert, zusammengeschlagen und am Wegrand liegen gelassen. Zwei hohe Kirchenfunktionäre, vermutlich von einer bewaffneten Garde und von Dienstboten umringt, wechseln schnell die Straßenseite, schauen in die andere Richtung und eilen am schwer Verwundeten vorbei. Ein Priester und ein Levit. Eigentlich sind sie geistliche Hirten.

## Bonusmaterial:

Nächstenliebe von Jesus erklärt

Begegnung auf der Brücke

Wem schenke ich  
meine Lebenszeit

Stress gab es schon immer

Traumgemeinde gesucht.  
Meine Gemeinde gefunden

Der Traum  
einer christlichen Gemeinschaft.

Zu schön, um wahr zu sein

<https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/kirche-2023/540881/gemeinde-als-einladender-sicherer-raum>

Vermittler zwischen Mensch und Gott. Sich um den verletzten Mann zu kümmern, wäre ihr Job gewesen. Ausreden gibt es viele. Nicht genug Zeit, nicht genug Geld, es gibt Wichtigeres, der Mann ist sowieso fast tot. Bringt alles nichts.

Dann kreuzt ein Samariter auf. Die Zuhörer zucken zusammen. Die Samariter sind alles Mögliche für die Juden - Verstoßene, Unerwünschte, Unterlegene, Außenseiter, Kriminelle -, nur nicht Helden. Ein nicht koscheres Mischvolk mit dubiosen theologischen Ansichten und schrägen Traditionen. Schon bei der ersten Erwähnung dieses Mannes spitzen sicher alle die Ohren und reiben sich die Hände in Vorfreude auf das Missgeschick, das ihm widerfahren muss, die Blamage, die er ganz bestimmt verursachen wird, oder den zusätzlichen Schaden, den er dem armen Opfer zufügen könnte. Dieser Mann muss einfach der Bösewicht der Geschichte sein, sind die Samariter doch dafür bekannt, dass sie Juden angreifen, die zu Tempelfesten in Jerusalem unterwegs sind.

Es kommt aber ganz anders als erwartet. Der Reisende, dessen Volk normalerweise von den Juden nichts hält und im Gegenzug auch von ihnen gehasst wird, zögert keinen Augenblick, eilt zu Hilfe und gibt, was er hat, ohne vorher Rechnungen anzustellen. Er verbindet Wunden, teilt Wasser und Brot, hilft den Verletzten auf seinen Esel, bezahlt seine Unterkunft im Gasthaus, sorgt auch für seine weitere Pflege.

Vermutlich fällt den Zuhörern die Kinnlade runter, während die Handlung sich entfaltet. Ausgerechnet dieser Samariter ist der Held, obwohl er aus ihrer Sicht keinerlei Qualifikationen besitzt, um ein Held zu sein.

Es ist genau die Antwort, die der Jurist nicht hören will. Wahre Nächstenliebe hat mit den Spielregeln zu tun, nach denen ich lebe, nicht mit den Bieststellen, die ich auswendig kann, auch nicht mit den Informationen, die in meinem Ausweis stehen, nicht mit meinen theologischen Vorlieben oder der gesellschaftlichen Schicht, der ich angehöre. Das Evangelium drückt sich in einer einzigen Sprache aus: in handfesten Taten. Nächstenliebe ist ein opferbereiter Einsatz, ohne Ansehen der Person. Sie ist eine Grundeinstellung. Und, ja, die ganze Welt soll ich so lieben. Der Liebende verschenkt sich, weil es in seiner Natur steckt, dies zu tun. Weil er nicht anders kann. Weil er die Liebe Gottes in sich trägt. Weil Golgatha in seiner DNA gespeichert ist.

Der Mut dieses Samariters darf nicht unterschätzt werden. Das Opfer lebt noch, die Wunden sind frisch. Die Angreifer sind nicht weit entfernt und könnten jederzeit wieder zuschlagen. Die Identität des Opfers wird von Jesus nicht verraten. Seine Nationalität spielt keine Rolle, wenn es darum geht, zu helfen.

Unterschwellig schwingt mit, was Jesus bereits getan hat und noch für die Menschen tun wird: Der Samariter ist ein Sinnbild für die verschwenderische Großzügigkeit Gottes, der Helfer, der sich lieber selbst in die Schusslinie begibt, als einen anderen sterben zu sehen. Gott, wie wir ihn kennen. Suchend, helfend, heilend. Für einen Fremden, der am Straßenrand liegt, der ihm nichts zurückgeben kann.

Auch zukünftige Rechnungen sollen vom Konto des Samariters abgebucht werden. Auch dieses Verhaltensmuster kennen wir. Gott, der Verirrten ein Dach über dem Kopf gibt, Sicherheit, Halt, auch für die Zukunft.

Wie ich will, das andere mir tun, das soll ich ihnen tun. Logisch. Die Goldene Regel. Heißt das, ich helfe nur in der Hoffnung, selbst Hilfe zu bekommen? Mag sein, dass unlautere Motive mitspielen. Aber wenn Jesus wirklich mein Vorbild ist, stehen die Chancen gut, dass ich irgendwann aus echter Liebe und Fürsorge helfe. Nicht nur weil Jesus mich immer wieder daran erinnert, dass meine Selbstsucht irgendwann auf meinen eigenen Kopf zurückfallen wird. Er macht Geschmack auf einen Lebensstil, der eine direkte Kopie seines eigenen Lebensstils ist: »Geh hin und handle du ebenso!« (Lk. 10,37).

Die Bibel hat einen Namen für die Menschen, die sich diesem Mandat unterstellen: Kirche.

Auszug aus:

Nicola Vollkommer:

Vom Wunsch, dazugehören, S.199ff

© 2019 SCM R.Brockhaus,

SCM Verlagsgruppe GmbH, Witten/Holzgerlingen,

[www.scm-brockhaus.de](http://www.scm-brockhaus.de)

## Begegnung auf der Brücke

Sind ein paar Brötchen genug?

Unruhige Gedanken über Hilfe & Hilflosigkeit.

Auf dem Weg zu einer Besorgung in einem von mir wenig besuchten Stadtteil sehe ich etwa hundert Meter vor mir rechts und links der Straße am Brückengeländer Müll, Plastikplanen, Decken und allerlei Gerümpel. Als mein Auto auf gleicher Höhe ist, nehme ich aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahr: Ein offensichtlich Obdachloser kauert zwischen dem Unrat und hebt einen Arm. Ich weiß nicht - grüßt er mich Vorbeifahrende oder ist es eine willkürliche Bewegung? Auf jeden Fall ist meine Aufmerksamkeit geweckt. Ein plötzlicher Gedanke durchzuckt mich: „Du solltest dem Wohnungslosen Beachtung schenken! Ihm begreifen.“

Was war das für ein Impuls? Kam er von Gott? Oder war das einfach eine unausweichliche Idee, weil ich christlich sozialisiert bin? Inzwischen bin ich schon viele Meter weitergefahren. Aber es lässt mir keine Ruhe. Ich erledige meine Besorgung, halte auf dem Rückweg bei einer Bäckerei und kaufe ein paar Käsebrötchen. Mein Gedanke: Ich könnte sie dem Mann einfach vorbeibringen. Die Brücke, auf der er hockt, ist weit von Läden, Wohnhäusern oder Stadtleben entfernt. Er wird sich bestimmt über etwas zu Essen freuen, so meine Überlegung. Gleichzeitig denke ich: Was für ein verrückter Gedanke - es gibt da gar keine Parkbucht, wo ich gut halten könnte.

Ich bin unentschlossen. Ich könnte einfach vorbeifahren und die Brötchen für meinen Mann und mich zum Abendessen nehmen. In mir kämpft es. Und wenn es doch Gottes Idee ist? ...

Aufbauphase ...

Je näher ich der Brücke komme, desto unruhiger werde ich. „Herr, wenn du wirklich willst, dass ich zu dem Obdachlosen gehe, dann mach, dass ich das Auto gut abstellen kann.“ Und so geschieht es. Hinter mir kein anderes Auto, ich kann einige Meter hinter dem Brückengeländer vorsichtig auf den unbefestigten Seitenstreifen fahren und sicher parken, dann überquere ich die Straße.

„Moin“, begrüße ich den Mann mit unserem typisch norddeutschen Gruß. „Hätten Sie gern ein paar Brötchen?“ Der Obdachlose schaut mich aus wässerigen Augen an. Er scheint ordentlich „getankt“ zu haben. Seine Kleidung ist schmutzig, er sitzt in einem Berg von Müll, ich bin betroffen. „Ja, danke!“, meint er nur und nimmt die Tüte. „Ist Ihnen nicht kalt?“, frage ich. „Nein, mir ist warm, ich bin ja hier in der Aufbauphase!“

Ich möchte laut auflachen – „Aufbauphase“? Was für ein vornehmes Wort für dieses Chaos-Lager!

Gleichzeitig schießen mir die Tränen in die Augen. „Er versucht nur, seine Würde vor mir zu wahren“, denke ich. Der Mann zeigt mir sein Zelt, das er etwas unterhalb der Böschung auf einem Feld aufgeschlagen hat. Ich wechsle noch ein paar Worte mit ihm, verabschiede mich und wünsche ihm einen schönen Tag.

„Was für ein Hohn!“, denke ich gleichzeitig. „Wie kann das ein schöner Tag für ihn werden - so im Müll und in der Kälte sitzend? Was nützt ihm da mein frommer Wunsch?“

Was war das jetzt?

Kaum sitze ich wieder im Auto, heule ich los wie ein Schlosshund. Es schüttelt mich regelrecht.

Zu Hause angekommen, frage ich mich: Was war das jetzt? Warum habe ich so emotional reagiert? Habe ich wirklich echtes Erbarmen mit diesem Mann? Warum habe ich dann aber nicht mehr für ihn getan? Oder sind die Tränen meinem Gemüt geschuldet, das auch gerne mal bei rührenden Filmszenen weint? Ich trau mich kaum, das so zu denken: Fand ich einfach nur das eigene Bild einer gutsituerten Frau, die einem Obdachlosen freundlich begegnet, so ergreifend, dass mir die Tränen kamen? Wie in einem herzbewegenden Film? Hoffentlich nicht. Scham überflutet mich. Tatsächlich kann ich meine Emotionen nicht wirklich einordnen.

Warum fühlt sich meine Betroffenheit in einem Film genauso an wie jetzt die Betroffenheit über die Situation eines realen Menschen? Ist sie dann echt? Kann man dieser Betroffenheit trauen? Ich habe keine Garantie für meine lautersten Motive.

Viele Fragen bewegen mich. Hätte ich den Mann nicht ins Auto laden müssen, ihm eine Dusche und ein Bett anbieten sollen? Hätte ich mich nicht darüber hinaus darum kümmern müssen, dass er konkrete Hilfe von Behörden oder Einrichtungen bekommt? Hätte ich nicht viel mehr tun müssen als ihm ein paar läppische Brötchen anzubieten?

Getröstet ...

Am Abend schlage ich das Losungsbuch auf - ich war am Morgen nicht dazu gekommen, die Bibelworte für den Tag zu lesen.

Was da steht, haut mich um: „Brich dem Hungrigen dein Brot!“ (Jes 58,7) Und: „Gutes zu tun und mit anderen zu teilen vergessst nicht; denn solche Opfer gefallen Gott.“ (Hebr 13,16)

Wieder laufen Tränen. Für den Moment fühle ich mich getröstet und von Gott in meinem Gefühlswirrwarr gesehen. Nein, finanziell war es kein Opfer, aber ich hatte als eher introvertierter Mensch meine Komfortzone verlassen - das war eine Gabe anderer Art. Und da kann ich sicher sein: Gott erkennt mein Herz und das hat ihm Freude bereitet, mit diesem Vers sagt er mir das zu. Unglaublich, wie Gott auf mich eingeht!

Später erfahre ich von meinen Freunden, dass genau dieser Obdachlose Stadtgespräch ist und es mit seinem Lager sogar bis in die örtliche Tageszeitung geschafft hat, wo sich zahlreiche Leserbriefe mit ihm beschäftigt hatten. Die Meinungen sind kontrovers. Die einen feiern ihn als Freigeist (er sieht sich wohl selbst als Lebens-Künstler), die anderen schimpfen über die vermüllten Plätze und möchten dem am liebsten ein Ende setzen. Der Mann will sich auch nicht helfen lassen. Er könnte jederzeit ins städtische Übernachtungsheim ziehen - aber er bevorzugt das Leben im Freien.

... aber die Fragen bleiben

Also alles okay? Bin ich entlastet, so ist es halt mit diesem Mann - jeder wählt sein Schicksal selbst? Nein, die Fragen bleiben. Er ist ja nicht der einzige Obdachlose in meiner Stadt. Und nicht der einzige Bedürftige. Es gibt alleinerziehende Frauen, finanziell Notleidende, psychisch Kranke, alte Menschen, die einsam sind - Bedürftigkeit ist selten so offensichtlich wie bei diesem Mann und seinem Lager an der Brücke.

Sie alle stellen eine Herausforderung dar, eine Anfrage - nicht nur an mich, genauso an unsere Gemeinden und Kirchen. „Gutes zu tun vergesst nicht ...“ Was tun wir, was tue ich? Für wen setzen wir uns ein? Uns geht es so gut! Was geben wir ab, nicht nur von unserem Reichtum, sondern auch von unserer Zeit, Aufmerksamkeit und Zuwendung, von unserer Arbeitskraft, von unserer Liebe?

Und was kann ein Einzelner tun? Ist das, was ich tue, schon genug? Kommt es mehr auf mein Herz an - oder auf den Einsatz - oder gar auf ein gutes Ergebnis? Fragen bleiben. Ein schlechtes Gewissen ist oft mein Begleiter. Ich würde so gern Freunden finden, mich in dem Gefühl zurücklehnen, meinen Teil beigetragen zu haben. Aber vielleicht ist die bleibende Unruhe auch wichtig. Vielleicht ist es eine „heilige Unruhe“, damit ich offen bleibe für die Not anderer Menschen und ein weiches Herz bekomme und behalte für die, die Jesus so sehr liebt: die Armen, die Hungrigen, die Kranken, die Gefangenen, die Witwen und Waisen, die Benachteiligten und Außenseiter dieser Welt.

Ein berührbares Herz, ein paar Käsebrötchen, ein kleiner Anfall von Mut - und viele Fragen, die mich weiter umtreiben ...

Susanne Tobies: Begegnung auf der Brücke  
in: Aufatmen 2/2019, SCM Bundes-Verlag,  
[www.bundes-verlag.net](http://www.bundes-verlag.net)

## Wem schenke ich meine Lebenszeit?

Das ist weder eine Frage für Erbsenzähler noch für Zeitmanagement-Giganten! Es ist eine Frage für alle wunderbaren Menschen auf dieser atemberaubenden Welt.

Zeit ist nicht Geld, sondern zunächst einmal eine physikalische Größe. Sie bewegt sich nach vorn, ohne mich um Erlaubnis zu fragen. Und sie kommt auch nicht mehr zurück, so sehr ich auch darum betteln mag. In dem Moment, wo ich sie zu haben glaube, ist sie schon nicht mehr da. Dafür steht eine neue Sekunde vor mir. Völlig unbekannt und nie dagewesen. Aber sie denkt nicht daran, sich vorzustellen. Zeit kann ich vergeuden, verkaufen, mir rauben lassen und ich kann sie verschenken. Was will ich also tun?

### ZWEI MONATE VOR DEM BILDSCHIRM

Überall stehen Menschen vor der Frage, was sie mit ihrer Zeit tun. In Deutschland zum Beispiel haben Menschen über 60 Jahren beispielsweise eine zunehmende Schwäche für Bildschirme. Im Schnitt konsumieren sie etwa doppelt so viel Unterhaltung wie in jüngeren Jahren. Diese Menschen leben mit einer Entscheidung, ohne die Frage nach dem Umgang mit ihrer Zeit gestellt zu haben. Ich kann mir jedenfalls nicht vorstellen, dass an irgendeinem Silvesterabend ein Mensch sagt: „Für das nächste Jahr nehme ich mir ganz fest vor, zwei komplette Monate ausschließlich vor dem Bildschirm zu sitzen.“

Es geschieht einfach!

Mich erschüttert der Gedanke daran. Ein großer Teil meines Lebens ist ohnehin durchstrukturiert und eng getaktet. Und in der Zeit, die ich frei gestalten kann, fällt mir nicht viel mehr ein, als Gedanken und Leben anderer zu konsumieren?

### DIE KERNZEIT FÜR DIE MENSCHEN, DIE ICH LIEBE?

Leider bekommen Menschen, die ich besonders liebe, oft nicht die Kernzeit meines Lebens. Sie erhalten Randstücke. Den Teil meiner Zeit, in der ich energiegeladen und kreativ bin, habe ich oft auf Jahre hinweg an ein Unternehmen „verkauft“. Dort bin ich ersetzbar und werde auch nicht sehnlichst erwartet. Ich habe mich immer wieder gefragt, ob ich nur Zeit verkaufe, oder auch mich selbst. Ich war mir nicht immer sicher.

Umsonst habe ich meine Zeit bekommen. Sollte ich nicht lernen, sie großzügig und bewusst zu verschenken? Wie auch immer ich bisher entschieden habe: Jeweils um Mitternacht gibt es ja wieder neue 24 Stunden.

Das eröffnet doch Horizonte!



## FRAGEN & GESPRÄCHSIDEEN:

- > Schauen Sie sich doch mal Ihren Alltag an. Wer oder was bekommt wie viel Zeit von Ihnen?
- > Wie viele Stunden erleben Sie als erfüllte Zeit?
- > Mal angenommen, Sie hätten noch eine Woche zu leben und könnten in dieser Woche genau das tun, was Ihnen wichtig ist. Was würden Sie tun?
- > Wem oder was würden Sie gerne mehr Zeit schenken? Warum tun Sie es nicht?

Buchauszug aus:

Tom Laengner: Wem schenke ich meine Lebenszeit?  
in: HKM 56 4/2020, SCM Bundes-Verlag,  
[www.bundes-verlag.net](http://www.bundes-verlag.net)

## STRESS GAB ES SCHON IMMER

„An der Liebe werdet ihr sie erkennen“, sagt Jesus über seine Nachfolger. Der Alltag in unseren Gemeinden sieht allerdings oft ganz anders aus. Wie war das eigentlich damals in der Urge-meinde? Sabine Zöllner hat für uns nachge-forscht:

Eine befreundete Pastorin fragt mich am Telefon: „Du, Bine, weißt du, was die perfekte Gemeinde wäre? - Eine Gemeinde ohne Menschen!“ Nun ist meine Freundin weder Menschenhasserin noch Zynikerin. Sie ist eine engagierte und leiden-schaftliche Pastorin. Aber die unerfüllbaren Er-wartungen und vielen Konflikte haben sie aufge-rieben. Sie ist leider nicht die Einzige, die sich an den vielen Klüngeleien und dem Gezanke in Ge-meinden stört. Manche unserer Freunde haben deswegen das Konzept „Gemeinde“ ganz aufge-gaben und leben ihr Christsein nur noch im Freundes- und Familienkreis.

Mein Bauchgefühl sagt mir, dass das nicht ganz das ist, was Jesus sich vorstellte, als er im Garten Gethsemane kurz vor seiner Hinrichtung Gott bat, dass seine Nachfolger eins sein mögen, wie er und der Vater eins sind (Johannes 17,19-21). Je-sus sprach davon, dass man seine Nachfolger an der Liebe untereinander erkennen könne (Johan-nes 13,35).

## DIE GEMEINDE SITUATION HEUTE

Wenn man das liest, und dann in unsere real existierenden christlichen Gemeinden guckt, scheinen das oft zwei Welten zu sein. Anstatt sich durch eine ungeheure Liebe zueinander auszu-zeichnen, gibt es Streit über die Farbe des Stoff-bezugs der Stühle, die einen weigern sich mit dem anderen zusammen in den Hauskreis zu ge-hen, manchmal wird sogar gemobbt. Anstatt eine Einheit der Christenheit zu sein, spalten sich große Kirchen und kleine Ortsgemeinden, weil sie in bestimmten Punkten nicht zu einer Einigung kommen. Bei Facebook und in Foren kann man sich ganze Debatten über das Verständnis einzel-ner Bibelverse oder hitzige Diskussionen zu den Aussagen einzelner Christen ansehen. Manchmal artet es regelrecht in Hetzkampagnen aus.

Ich war schon in vielen Gemeinden und habe leider noch keine gefunden, in der es keinen Streit gab. Dabei sehne ich mich danach, dass wir Christen endlich aufhören, uns über Nichtigkeiten, wie Präsentationshintergründe oder Vor-hangfarben, zu streiten. Ich sehne mich danach, dass wir aufhören, uns gegenseitig im Internet oder in christlichen Zeitschriften zu diskreditieren. Das allerwichtigste Gebot, das Gott uns gab, war: Liebt! Liebt Gott und liebt eure Mitmenschen wie euch selbst! Kümmert euch, hört zu, seid aufrich-tig, packt an, helft, freut euch an- und miteinan-der! Habt Geduld! Wie genial wäre es, wenn wir Christen uns alle wieder auf diese Botschaft kon-zentrieren?

Meine Sehnsucht haben wohl zu allen Zeiten schon Menschen geteilt. Von dem englischen Er-weckungs prediger Spurgeon wird erzählt, dass eine Frau mit einer Bitte zu ihm kam: „Können Sie mir sagen, wo ich eine perfekte Gemeinde finde?“ Und Spurgeon antwortete: „Ich könnte es Ihnen sagen, aber wenn Sie dorthin gehen, ist sie nicht mehr perfekt.“

Das klingt doch so, als ob das Projekt „Gemeinde“ einfach nur Frust mit sich bringt. Machen wir etwas falsch? Sind wir zu weit von unserer Bestimmung entfernt? Sind wir zu ungeistlich? Zu bequem geworden? Müssen wir uns wieder mehr an die Bibel halten?

#### WIE WAR ES DAMALS?

Die ersten Gemeinden, die waren doch noch nah dran an Jesus. Wie war es dort eigentlich?

In der Apostelgeschichte geht es ja erstmal ziemlich hoffnungsvoll los. Nachdem an Pfingsten der Heilige Geist über die Jünger kommt, beginnt Petrus eine lange Predigt und viele kommen zum Glauben. Eine große Gemeinde entsteht, es kommen täglich neue Menschen dazu. Es wird berichtet, wie sie sich täglich trafen, einmütig zusammen waren, und mit großer Freude zusammen aßen. (Apostelgeschichte 2,41-47).

Aber wenn wir ein bisschen weiterblättern, zeigt sich schnell ein anderes Bild.

Es wurde darüber gestritten, ob sich Christen nun auch beschneiden lassen müssten und ob sie ebenfalls koscher essen müssten, wie es im Alten Testament (was damals ja die einzige Bibel war) geboten wurde (Apostelgeschichte 15).

Im gleichen Kapitel streiten sich Barnabas und Paulus darüber, ob Markus ein guter Mitarbeiter sei oder nicht und „es entstand nun eine Erbitte rung“ (Vers 39).

Paulus streitet sich auch mit Petrus darüber, dass er nicht für die Freiheit in Christus einsteht, sondern sich von den Verfechtern der Beschneidung einschüchtern lässt (Galater 2), mit denen sich Paulus übrigens auch anlegt.

Bei den Korinthern gibt es Streit darüber, wessen Lehre man denn nun folgen sollte, weil dort neben Paulus auch Apollos Prediger war und Petrus ebenfalls hohes Ansehen hatte (1.Kor 1).

Weiter gab es Rechtsstreitigkeiten zwischen Gemeindemitgliedern (1.Kor 6) und Streit über das Essen von Götzenopferfleisch (1.Kor 8).

Das leidige Thema Sex kommt ebenfalls vor: Einer hat ein Verhältnis mit der Frau seines Vaters angefangen (1.Kor 5).

Bei den Philippern streiten sich zwei Frauen in der Gemeinde so heftig, dass Paulus sie namentlich erwähnt und zurechtweist (Phil 4).

Und auch hier gibt es in der Gemeinde Menschen, die auf die Beschneidung der Christen bestehen und für Unruhe sorgen (Phil 3).

Johannes drückt bei dem Gemeindeleiter Gaius seinen Kummer darüber aus, dass Diotrophes in seinem Machtstreben andere diskreditiert und Mitchristen die Gastfreundschaft verweigert (3. Johannes).

Die Liste könnte noch eine Weile fortgesetzt werden. Ein Freund meinte mal: „Gut, dass die sich so viel gestritten haben. Sonst hätte Paulus nicht halb so viele Briefe geschrieben!“

#### TYPISCH GOTT

Und trotzdem: Obwohl diese ersten Gemeinden kein bisschen besser aussehen als unsere heute, ist Jesus trotzdem seinen Weg mit ihnen gegangen. Sie sind unsere Vorläufer. Sie haben dennoch die gute Botschaft bewahrt und weitergegeben. Ohne diese Gemeinden gäbe es heute keine Christen.

Irgendwie typisch Gott. Er suchte sich schon immer das Kleine, Schwache und Unzulängliche aus ... Von allen Völkern der damaligen Welt suchte er sich ausgerechnet Israel aus, ein Volk von Sklaven, um mit ihnen Geschichte zu schreiben. Von allen Menschen, die damals im Vorderen Orient lebten, hat Jesus sich ausgerechnet ein paar Fischer, ein paar Zöllner und sonstiges Kleinvolk ausgesucht, damit sie seine Nachfolger werden.

Und heute hat Gott uns ausgewählt, uns in Gemeinden zusammengestellt und will uns gebrauchen. Mit unseren ganzen Fehlern, Ecken und Kanten.

Solange wir auf dieser Welt sind, werden unsere Gemeinden leider nur ein kleiner - sehr kleiner - Vorgeschmack auf den Himmel bleiben. Aber immer, wenn Menschen sich vergeben und versöhnen, wird etwas von Gottes Reich sichtbar. Immer wenn wir Christen uns um unsere Mitmenschen kümmern, z.B. einen Winterspielplatz anbieten, Care-Pakete packen, spenden, Besuchsdienste im Krankenhaus organisieren, den schwierigen Typen, der sonst gemobbt wird, in unsere Gemeinschaft aufnehmen und mittragen: Da wird etwas von der Liebe Gottes spürbar. Da, wo wir fröhlich Gottesdienst feiern und die Hoffnung auf Gottes Erlösung besingen, da kann man etwas von dem Leben spüren, das Gott uns im Überfluss verheißen hat.

#### DAS GROSSE HAPPY END

Gott schreibt seine Story auch mit unseren Gemeinden. Trotz unserer Streitereien. Er stellt sich zu uns. Und ich bin überzeugt, er hilft uns gerne, wenn wir uns wieder mehr auf ihn ausrichten wollen! Außerdem hat er uns schon verraten, wie die Story endet: mit einem großen Finale, einem Happy End. Er wird bei uns wohnen und wir werden sein Volk sein und er selbst, er wird mit uns sein. Alle Tränen, Streitereien und Verletzungen sind dann - wörtlich - Geschichte (Offenbarung 21). Gott stellt sich zu seinen Gemeinden. Das reicht mir, um mich weiterhin zu ihnen zu stellen. Das Projekt „Gemeinde“ wird zwar nie perfekt sein, aber immerhin ist es unser Chef.

Sabine Zöllner: Stress gab es schon immer  
in: Joyce 1/2018, SCM Bundes-Verlag,  
[www.bundes-verlag.net](http://www.bundes-verlag.net)

# Traumgemeinde gesucht. Meine Gemeinde gefunden.

Ich hatte ja keine Ahnung gehabt!

Nun saß ich da mit meiner neuen VR-Brille auf dem in die Jahre gekommenen Sofa und erkundete die neue Welt, die sich mir auftat. Dass VR für „Virtual Reality“ stand, hatte ich gewusst, aber dass es sich virtuell derart real anfühlen konnte, faszinierte mich.

Ich kam mir vor wie damals Adam, der mit jedem Schritt im Garten Eden Neues entdeckte, Gerüche wahrnahm, Tierlaute hörte. So musste es sich angefühlt haben. Jeder Button in dieser VR-Welt war für mich eine Tür zu einem neuen, unbekannten Dschungel voller Abenteuer, die sich mit einem einfachen Fingertippen öffnen ließ.

Und dann sprang mir dieser Button ins Auge: „Traumgemeinde“ stand in moderner Schrift darauf. Mit einem Fingertippen öffnete ich die App und stand nun in einem leeren Raum.

Ein hübscher Avatar namens Nancy kam auf mich zu und erklärte mir freundlich, dass ich nun meine eigene Traum-Kirche würde zusammenstellen können. Sie würde mir einige einfache Fragen stellen, und so könnte ich eine Gemeinde aufbauen, die perfekt zu mir passen würde.

„Erschaffe dir eine Kirche, wo du dich wohlfühlst und du Gottes Gegenwart spüren kannst wie nie zuvor“, säuselte ihre nur ganz leicht künstlich klingende Stimme in meine Kopfhörer.

Mit jeder Frage, die ich nun beantwortete, füllte sich der leere Raum. Style der Möbel und Stühle? Ich wusste nicht genau, was „Loft“ bedeutete, aber das hörte sich gut an.

Wie wollte ich die Kanzel haben? Minimalistischer Stehtisch mit Pad-Halterung. Bühne? Ja. Beleuchtung? Dezent. Musikstil, Bibel-Übersetzung, Gottesdienst-Ablauf – ich spürte, wie ich immer begeisterter wurde. Kleidung der Predigenden? Ich stutzte. Dann wählte ich aber einfach blind irgendeinen der angebotenen Punkte.

Ich konnte es nicht erwarten, auf den „Start“-Knopf zu drücken, mit dem ich würde eintauchen können in einen Gottesdienst, der genau so sein würde, wie ich es mir immer erträumt hatte. In einer Gemeinde, wo ich mich wirklich wohlfühlen würde. Richtig zu Hause. Endlich angekommen.

An meinem inneren Auge zogen Szenen meines realen Gemeinde-Lebens vorbei. Wie Schwester Gerlinde mir immer wieder unangenehme Fragen stellte und wie ich jedes Mal darauf achtete, von Bruder Heinrich und seinem Mundgeruch möglichst weit weg zu sitzen. Wie langatmig die Textlesung und die Ausführungen mancher Prediger oft waren, sodass mir ein Telefonbuch-Eintrag dagegen spannend vorkam.

Ich musste schon auf Start gedrückt haben. Mein virtueller Gottesdienst-Raum füllte sich mit Menschen. Neben mir nahm ein Mann Platz, der sich mit „John Doe“ vorstellte und mich freundlich begrüßte. „Woher kommst du?“, wollte ich wissen, während die Band leise anfing zu spielen.

„Direkt hier aus Korinth“, sagte er mit einem sympathischen Lächeln. „Meine Loft-Wohnung ist unten am Hafen.“ Korinth? Mir wurde schwindlig. Warum Korinth? Wo war ich hingeraten?

Währenddessen trat ein Mann in Jeans hinter das minimalistische Pult. Sein Name sei Paulus, erklärte er. Meine virtuelle Welt verschwamm plötzlich mit meinen Vorstellungen der biblischen Berichte und den Erinnerungen an die Realität in meiner Gemeinde. Das war zu viel für mich.

Ich riss mir die VR-Brille vom Kopf und bemerkte, wie ich am ganzen Körper schwitzte.

Aus dem Kopfhörer neben dem Kissen tönte die Stimme von „Paulus“, der seine Predigt mit 1. Korinther 2,1 begann: „So bin auch ich, meine Brüder, als ich zu euch kam, nicht gekommen, um euch in hervorragender Rede oder Weisheit das Zeugnis Gottes zu verkündigen. Denn ich hatte mir vorgenommen, unter euch nichts anderes zu wissen als nur Jesus Christus, und zwar als Gekreuzigten. Und ich war in Schwachheit und mit viel Furcht und Zittern bei euch ...“

*Schwachheit.* Wie aus der Ferne traf mich dieses Wort und hallte in mir nach. Ich hatte meine virtuelle Kirche so ausgestattet, dass Schwachheit keinen Platz hatte. Herausragende Rede? Das hatte ich mir gewünscht. Appetitlich angerichtete Theologie-Häppchen, garniert mit Motivations-Slogans – so hatte ich mir das vorgestellt.

Ich nahm die Bibel zur Hand, die auf meinem Wohnzimmertisch lag, und schlug den 1. Korintherbrief auf. Ich begann beim ersten Kapitel. Es schien mir, als würde Paulus tatsächlich direkt zu mir zu sprechen. Zu mir, zu John Doe und Nancy und all den anderen Ego-Christen da draußen, die sich so gerne ihre eigene Wohlfühl-Gemeinde zusammenklicken wollten.

Wie oft hatte ich mich danach gesehnt, dass es in unserer Gemeinde auch so „cool“ zugeht wie in vielen dieser YouTube-Gemeinden? Dass die Predigt endlich auch so brillant sein würde, dass man aus jeder Minute einen TikTok-Schnipsel würde produzieren können? Dass man von inspirierenden Persönlichkeiten umgeben ist, von denen man gecoacht wird und mit deren Hilfe man ein Instagram-taugliches Christen-Profil aufbauen kann, dem täglich mehr Fans folgen?

Und nun las ich davon, dass das „Wort vom Kreuz“ eine Torheit ist. Dass Gott sein Evangelium mit voller Absicht so gestaltet hat, dass die Welt es für dummes Zeug hält. Und dass Paulus

die Korinther dafür tadeln, dass sie Gemeinde so leben, als würde sich alles nur um sie drehen. Dass sie gottgegebene Gaben missbrauchen, um selbst gut dazustehen, anstatt anderen zu dienen. Dass ihr eigener Profit im Vordergrund steht anstatt der Frage: Wie kann *ich* dazu beitragen, dass es der Gemeinde gut geht?

Ich hatte die Metapher von der Gemeinde als Körper Jesu schon oft gehört, aber zum ersten Mal fiel mir auf, dass mir Missstände in der Gemeinde noch nie wehgetan hatten – so wie es eigentlich sein müsste, wenn wir tatsächlich ein Leib wären; wenn *ich* tatsächlich ein mit dem Haupt verbundenes Körperteil wäre. Und dass ich mich schon tausend Mal darüber beschwert hatte, was alles „schiefläuft bei uns“, aber kaum einen Gedanken daran verschwendet hatte, dass Gott mich vielleicht genau mit den Gaben und Resourcen ausgestattet hatte, die meine Gemeinde brauchte, um diese Mängel zu beseitigen.

Ich hatte tatsächlich keine Ahnung gehabt. Nicht nur von der bunten, neuen VR-Welt. Sondern vor allem davon, wie genial Gottes Plan mit einer unperfekten, schwachen und oft allzu menschlichen Gemeinde ist. Dass Gott gerade die Unzulänglichkeiten seiner geliebten Kinder dazu gebraucht, um deutlich zu machen, wie groß, barmherzig und zulänglich ER ist.

Als ich am folgenden Sonntag mit meiner Bibel unter dem Arm auf das Gebäude zulief, in dem unser Gottesdienst stattfand, musste ich lächeln. Meine Gemeinde war keine Traumgemeinde. Ganz und gar nicht. Nach wie vor wünschte ich mir vieles anders. Aber zum ersten Mal war ich froh, dass sie *nicht* meinen Wünschen entsprach. Dass sie unzulänglich war. So wie ich. Und dass ich dort zu Hause sein durfte – auch wenn es sich nicht in jedem Moment so anfühlte.

Ja, ich wollte Teil einer Gemeinde sein, die nicht *ich* nach *meinen* Wünschen erschaffen hatte, um *mich* wohlzufühlen. Sondern die Gott in seiner Weisheit so geschaffen hatte, dass ER geehrt wird. Eine Gemeinde, in der Gottes Gegenwart sichtbar und spürbar wird, weil Menschen sich in einer unmenschlichen, weil göttlichen Liebe begegnen. Miteinander lachen und weinen. Sich gegenseitig motivieren, ertragen und schleifen. Und an deren Liebe untereinander sichtbar wird, dass sie nicht von dieser Welt ist.

Ich betrat den Gottesdienst-Raum. Der Platz neben Bruder Heinrich war noch frei. Ich setzte mich neben ihn und reichte ihm meinen letzten Pfefferminz-Kaugummi.

Daniel Pfleiderer  
<https://www.gesunde-gemeinden.de/artikel/traumgemeinde-gesucht-meine-gemeinde-gefunden/>

## Der Traum einer christlichen Gemeinschaft

Wer seinen Traum von einer christlichen Gemeinschaft mehr liebt als die christliche Gemeinschaft selbst, der wird zum Zerstörer jeder christlichen Gemeinschaft, und ob er es persönlich noch so ehrlich, noch so ernsthaft und hingebend meinte.

Gott hasst die Träumerei; denn sie macht stolz und anspruchsvoll. Wer sich das Bild einer Gemeinschaft erträumt, der fordert von Gott, von dem Andern und von sich selbst die Erfüllung. Er tritt als Fordernder in die Gemeinschaft der Christen, und richtet ein eigenes Gesetz auf. Er tut, als habe er erst die christliche Gemeinschaft zu schaffen, als solle sein Traumbild die Menschen verbinden. Was nicht nach seinem Willen geht, nennt er Versagen. Wo sein Bild zunichte wird, sieht er die Gemeinschaft zerbrechen.

Weil Gott den einzigen Grund unserer Gemeinschaft schon gelegt hat, weil Gott uns längst, bevor wir in das gemeinsame Leben mit andern Christen eintraten, mit diesem zu einem Leib zusammengeschlossen hat in Jesus Christus, darum treten wir nicht als die Fordernden, sondern als die Dankenden und Empfangenden in das gemeinsame Leben mit andern Christen ein. Wir danken Gott für das, was er an uns getan hat. Wir beschweren uns nicht über das, was Gott uns nicht gibt, sondern wir danken Gott für das, was er uns täglich gibt.

Dietrich Bonhoeffer

Quelle: Gemeinsames Leben/Das Gebetbuch der Bibel, DBW Band 5, Seite 24